Die Kameradin.

Roman von Julius Knopf.

(19. Fortsetzung.)

... schweig und entnahm ihrem Pompadour ein stark parfümiertes Taschentuch, an dem sie ihre etwas schweißigen Hände nervös rieb. Regina dachte ein wenig nach über das, was ihr die Baronin mit Emphase vorgetragen. Sie mußte lächeln. Welch' komische Tragik des Lebens! Die materielle Not trieb die gute Dame der praktischen Wohlfahrtspflege in die Arme. „Not lehrt also heutzutage nicht mehr beten, sondern sozial denken!" Der Augenschein überzeugte sie, daß ihre Besucherin, obwohl noch immer, wie es ihre Art war, mit etwas verkniffterter Eleganz doch nicht mehr so dürftig wie früher gekleidet war.

Frau von Bergfeld kam nun ohne weiteren Uebergang auf den eigentlichen Zweck ihres Besuches zu sprechen, den Regina allerdings längst erraten hatte.

„Sie sehen, liebe Frau Malten, es versteht sich am Ende von selbst, daß zur Hebung einer guten Sache, sie vor allen Dingen in weitesten Kreisen bekannt gegeben und verbreitet werden muß. Da habe ich nun in meinem Interesse für Sie in erster Linie an Sie gedacht. Sie benötigen jedenfalls, wie alle Ihre Kollegen, dauernd aktuellen Materials. Wo fänden Sie nun ein aktuelleres und gleichzeitig gemeinnützigeres Motiv für Ihre Feder, als in der Propaganda für die Zwecke des Sozialen Frauenhilfsvereins! Sie brauchen sich dabei keineswegs auf feuilletonistische Plaudereien zu beschränken. Im Gegenteil. Es handelt sich hier um die weiteste Verbreitung von Tatsachen und Namen. Vor allen Dingen Namen! — Das gibt der ganzen Sache erst Relief!"

Regina seufzte verstohlen. Also auch hier stand der persönliche Ehrgeiz über dem gemeinnützigen Werke!

Frau von Bergfeld fuhr eifrig in ihren Erklärungen fort:

„Uebermorgen wird unsere erste Generalversammlung stattfinden, zu deren Besuch ich Sie hiermit einlade. Dabei werden Sie Gelegenheit haben, reichliches Material zu sammeln. — Mehrere Damen des hohen Adels und der Finanzaristokratie haben ihr Erscheinen in Aussicht gestellt. Frau von Wellner wird selbst die Begrüßungsansprache halten. Wir haben außerdem verschiedene Gelehrte für die Behandlung aktueller Zeitfragen gewonnen. Auch ein Freund von Ihnen, Herr Dr. Rüst, hat versprochen, einen sozialhygienischen Vortrag zu halten."

Regina horchte auf. Rüst? Sein Name versetzte sie in eine starke Erregung, die glücklicherweise ihrem Besuche entging. Und während die Baronin immer weiter erzählte, hatte Regina Zeit, ihre Unruhe zu unterdrücken.

„Wir haben auch die Gattin eines Ministers, die Frau eines Kommandierenden Generals und mehrere Gräfinnen für unsere Idee gewonnen. Wenn nun die Namen dieser Damen im Zusammenhang mit unserer Vereinswirksamkeit in der Presse genannt werden, so treten sie gewiß alsbald unserer Gründung als zahlende Mitglieder bei."

Diesen ihren letzten Trumpf sollte die Baronin bald bereuen. Denn Regina protestierte energisch gegen eine derartige Beeinflussung ihrer journalistischen Tätigkeit.

„Wenn ich einen Bericht über Ihre Vereinsversammlung in unserer Zeitschrift aufnehmen soll, — und das hängt am letzten Ende von der Zustimmung meiner Chefredaktrice ab— so erwarte ich, daß man mir seitens des Vereins freie Hand betreffs der zu erwähnenden Persönlichkeiten läßt", erklärte sie in geschäftsmäßigem Tone, um jeden vertraulichen Wunsch der Baronin fern zu halten. Doch sie hatte bei dieser Vorsichtsmaßregel nicht mit der Eitelkeit ihres Besuches gerechnet. Frau von Bergfeld war nicht so leicht abzuschrecken.

„Aber die Namen der Vorstandsmitglieder werden Sie doch wenigstens in Sperrdruck bringen, liebste Frau Malten", lenkte sie ein und fügte gewichtig hinzu: „Wenn man so viel für eine Sache gearbeitet, wie ich es getan, so darf man wohl erwarten, in der Presse anerkannt zu werden."

Sie redete sich immer mehr in Eifer und vergaß jetzt ganz im Kampf für ihre eigenen Interessen, den idealen Zweck des Vereins wie vordem in den Vordergrund leuchten zu lassen.

„Sie dürfen nicht unterschätzen, meine Liebe, daß ich positiv meine ganze Arbeitskraft in den Dienst des Vereins stelle und ihm nicht allein meine uneingeschränkte Zeit, sondern auch einen Teil meiner gesellschaftlichen Stellung zum Opfer bringe..."

Da Regina sie verwundert ansah, besann sich die Baronin und fuhr etwas kleinlauter fort: „Ist's vielleicht kein Opfer für eine vornehme Dame, die jahrelang im Mittelpunkt aller Wohltätigkeitsfeste gestanden, nun plötzlich mit Propagandaschriften, mit Listen und Vereinsberichten hausieren zu gehen, ohne in dem schimmernden Glanz des Festsaals, ohne im fröhlichen Basargetriebe ein versöhnendes Aequivalent für ihre Arbeit zu finden?"

„Stehen Sie denn den Wohltätigkeitsfesten jetzt nicht ablehnend gegenüber, Frau Baronin?" fragte Regina, mühsam ein Lächeln unterdrückend.

„Aber gewiß, selbstverständlich, Liebste" — beeilte sich die Baronin zu versichern. „Ich erwähnte das auch nur nebenher, um Ihnen zu zeigen, daß mir kein Opfer zu groß ist, um an der Ausbreitung unseres Vereins mitzuwirken, der dem reinen, selbstlosen Humanitätsprinzip dient. Uebrigens würde mein Name an hervorragender Stelle Ihres Artikels diesem die größte Beachtung seitens der vornehmen Gesellschaft sichern, das brauche ich Ihnen wohl kaum erst zu versichern. Ganz abgesehen davon, daß Sie mir doch eigentlich etwas Dank schulden für das bedeutende Thema, das ich Ihnen in erster Linie zugedacht habe. Sie werden sehen, daß die Versammlung glänzend ausfallen wird. Das Gefühl sozialer Verantwortlichkeit, das Leitmotiv unserer Vereinstätigkeit, wird wie ein flüssiger Lavastrom mit rasender Schnelligkeit weiter und weiter fließen, immer größere Kreise in seinen Bann zwingen. Und unser Hilfsverein wird bald alle anderen Wohltätigkeitsvereine an Leistungsfähigkeit übertroffen haben — des bin ich sicher — sie zum Teil überflüssig gemacht haben. Das aber ist der Endzweck unserer Bestrebungen, unserem sozialen Frauenhilfsverein die dominierende Stellung im gesamten Wohlfahrtswesen zu erringen und zu sichern. Zur Erreichung dieses Zieles, sollen Sie, liebste Frau Malten, mit Ihrer Feder unsere literarische Bannerträgerin sein!"

Die Freiin von Bergfeld schien nun doch etwas erschöpft von ihrer, mit zusammengeflickter Empfindung vorgetragenen Propagandarede. Sie lehnte sich bequem zurück, und verfiel in apathisches Schweigen.

Auch Regina nahm die Unterhaltung nicht sogleich wieder auf. Sie war, nachdem sie diesen Einblick in die persönlichen Motive der Vereinsleiterinnen gewonnen, keineswegs mehr sehr begeistert für ihre Tätigkeit. Ob Wohltätigkeitsfest oder soziale Hilfsbereitschaft, die Beweggründe der Veranstalter blieben dieselben. — Die weibliche Eitelkeit triumphierte auf der ganzen Linie! Das egoistische Moment ist und bleibt nun einmal der ruhende Pol in der menschlichen Interessen- und Gefühlserscheinungen Flucht! Eine Persönlichkeit darstellen, eine Rolle in der großen Welt spielen, nach außen hin glänzen, das ist zunächst das unwandelbare Grundprinzip aller menschlichen Bestrebungen, auf welchem Gebiete es auch immer sei! —

Immer mehr verbiß sie sich in ihre pessimistischen Grübeleien.

Etwas enttäuscht, daß ihr Regina nicht begeistert zustimmte, aber doch keineswegs entmutigt, verabschiedete sich die Baronin, nicht ohne die Wiederholung ihres Besuches zu einer „privaten" Plauderstunde angekündigt zu haben.

Die Tür hinter der Baronin hatte sich geschlossen. Reginas Gedanken aber beschäftigten sich noch lange mit der Baronin und ihrem gepriesenen Verein.

So ist selbst die schönste und edelste Blüte menschlicher Betätigung, die Pflege der Nächstenliebe, nicht frei von dem egoistischen Moment, denn auch sie ist Menschenwerk — das menschlich — oft allzu menschlich ausgeübt wird. — Daß aber Dr. Rüst, dieser vornehme Charakter, den sie erhaben über alle kleinlichen Sonderinteressen wähnte, daß sogar er, den sie für einen großdenkenden, aller niedrigen Instinkte unfähigen Mann gehalten, sich zur Beteiligung an dem Wohltätigkeitsspektakel hergab, — dieser schmerzlichen Gewißheit gegenüber hielt ihr seelisches Gleichgewicht nicht länger stand. Brennend heiß stieg es plötzlich in ihrem Innern auf, eine qualvolle, trostlose Verlassenheit bemächtigte sich ihrer. War es Weltschmerz — Melancholie — Nervenabspannung — unbestimmtes Sehnen —? Sie begann leise zu weinen wie ein verirrtes Kind...

Siebzehntes Kapitel.

Der große Tag der Generalversammlung im „Sozialen Frauenhilfsverein" war vorüber. Wie Regina vorausgesehen, hatten einige der Führerinnen große Reden gehalten — manche pathetisch, vollgespickt mit tönenden Phrasen, manche von ehrlicher Empfindung und von dem Bestreben getragen, der Sache zu dienen.

Regina hatte aufmerksam zugehört und mit sezierendem Verstand den ganzen Abend auf seinen Wert zerlegt. Es war wenig Wertvolles übrig geblieben. Aber schließlich, so sagte sie sich, bedeutete auch dieses Wenige immerhin einen Fortschritt auf dem Gebiete der weiblichen Wohlfahrtspflege. Es galt nun, auf der neuen Basis weiter zu bauen. Und in ihrer energischen, praktischen Art faßte die neue Redaktrice sofort den Entschluß, aus eigenen Kräften Bausteine zu dem im Werke begriffenen Gebäude beizutragen.

Angeregt von der ihr sympathischen Idee der neuen Art des Wohltuns, hatte sie sich nicht begnügt, in ihrer Frauenzeitschrift einen simplen Bericht über den Verlauf der Versammlung zu geben, sondern in einem großzügig angelegten Artikel hatte sie selbständige soziale Ideen ausgesponnen, die durch ihre Verständigkeit und Eigenart Aufsehen erregten.

Der Artikel fand nicht nur den lebhaften Beifall der Chefredaktrice, sondern er wurde in den Vereinskreisen viel besprochen und gab in der feministischen Presse willkommenen Anlaß zu lebhaften Erörterungen. Die bisher unbeachtete Schriftstellerin wurde durch diesen Artikel mit einem Schlage als Journalistin bekannt.

Von Reginas literarischer Selbsteinschätzung lösten sich nun die Schleier, die ihr die Erkenntnis ihrer Fähigkeiten so lange verhüllt hatten. Sie war sich klar, daß ihr Talent nicht in der Phantasie, sondern im Verstand wurzelte. Sie stieg von der Höhe des Parnasses in die Niederung der profanen Erde und schrieb für ihre Zeitschrift Artikel theoretischen und praktischen Inhaltes.

Ihre Artikel hoben das Niveau des Blattes, dessen Leserkreis sich mehr und mehr vergrößerte.

Die Chefredaktrice, überaus zufrieden mit der neuen Gehilfin, erwirkte ihr alsbald beim Verlag eine nennenswerte Gehaltszulage und sicherte ihr einen vorteilhaften Kontrakt nach Ablauf ihrer Probezeit.

Regina war hocherfreut. Zum ersten Male, seit sie nach dem Tode ihrer Mutter nach einem Wirkungskreise und seit Richard Sendens Hinscheiden nach einem neuen Lebensziel tastend gesucht, fühlte sie festen Boden unter den Füßen. Als strebsame, arbeitsfreudige Journalistin, das empfand sie deutlich, konnte sie getrost den Lebenskampf wieder aufnehmen. Der Weg pflichtgetreuer Berufstätigkeit würde sie einer materiell gesicherten Existenz zuführen. Eine ausreichend dotierte, geachtete Position winkte ihr in nicht allzu weiter Ferne, denn die Chefredaktrice würde sie nicht missen wollen, dessen war Regina gewiß. Sie hatte bereits den Gedanken gefaßt, eine Anregung zur Vergrößerung der Zeitschrift zu geben und sich, wenn ihre Vorschläge Anklang bei dem Verlag fänden, vielleicht mit ihrem eigenen, kleinen Kapital an der Erweiterung des Unternehmens zu beteiligen. Als Teilhaberin einer materiell gut gegründeten, vielgelesenen Frauenzeitschrift, nahm sie auch nach außen hin eine geachtete Stellung ein; ein nicht zu unterschätzender Faktor für eine alleinstehende, jeglichen verwandtschaftlichen Schutzes entbehrende Frau. Frau.

Zuweilen, wenn sie in stiller Abendstunde in ihrem einsamen Heim sinnend beim Schein der traulich verschleierten Lampe saß, schweiften ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück. Die am Genfer See verlebte Zeit tauchte mit greifbarer Deutlichkeit wieder vor ihr auf. Und dann drängten sich wider ihren Willen zwischen sie und Richards Leidensantlitz die ernsten, stillen Augen des Dr. Rüst. Ruhig und klar, doch traurig und vorwurfsvoll schienen diese Augen zu blicken.

* * *

Regina hatte den Arzt nur einmal flüchtig gesprochen, an jenem Versammlungsabend im Frauenhilfsverein. Dort war er sehr in Anspruch genommen von den Vorstandsdamen, die sich um ihn drängten, ihn als Redner feierten, obwohl er nur eine ziemlich trockene, medizinische Statistik der verschiedenen, aus der Massenarmut resultierende Krankheitserscheinungen mit erläuternden Worten geboten hatte. Während seines Vortrages hatte sein scharfes Auge Regina, die am Pressetisch saß, sogleich wahrgenommen. Und im Verlaufe des Abends hatte er dann einen günstigen Augenblick abgepaßt, um sie zu begrüßen, wobei er ihr das Versprechen für eine Zusammenkunft abgenommen.

Inzwischen hatten sie dann beide im Banne anstrengender Berufsarbeit nur ein paar flüchtige Karten gewechselt, die den Zeitpunkt des Wiedersehens immer wieder hinausschoben. Dr. Rüst war durch einige Schwerkranke an seine Klinik gefesselt und Regina vermochte bei Saisonbeginn, während der Hochflut der Veranstaltungen von Frauenklubs und Frauenorganisationen, nicht über ihre Zeit zu verfügen.

So war der Dezember bereits ins Land gezogen, als Regina und der Doktor sich an einem Sonntagmorgen am Potsdamer Bahnhof trafen. Um dem Menschengewühl zu entfliehen, fuhren sie nach Babelsberg hinaus.

(Schluß folgt.)

Die Kontrolle durch unsere Nächsten.

Im allgemeinen sind wir nicht sehr entzückt, wenn wir gewahren, daß Dritte sich mit unsern Angelegenheiten beschäftigen, daß die Neugier sie weit mehr als wirkliches Interesse dazu treibt, sich um unser Wohl und Wehe zu bekümmern und dieses oder jenes von unsern Plänen und Absichten zu erhaschen.

Gesellschaft und Geselligkeit, die sich in mittleren, kleinen und kleinsten Kreisen um einen Mittelpunkt bewegen, wo die Interessen meist die gleiche Bahn einschlagen, fördern diesen neugierigen Trieb. In einer Universitätsstadt erregt ein Ereignis, das in den akademischen Kreisen sich zuträgt, Interesse bis in die verschiedensten Kreise der Einwohnerschaft hinein. In einer Residenz steht der Hof und alles, was mit ihm zusammenhängt, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, die sich daneben etwa noch der Theaterwelt mit gleicher Stärke zuwendet.

Da aber, wo es viele Kreise gibt, wo die Richtungen des Interesses sich teilen und spalten, können ein Zirkel und die zu ihm gehörenden Menschen nicht so auf dem Präsentierteller stehen wie in kleinen Verhältnissen. Deswegen wäre es aber doch ganz verkehrt, anzunehmen, in der Großstadt könne sich das, was Gerede, Bereden, Klatsch heißt, nicht entwickeln, weil der Einzelne hier in der Menschenflut verschwinde. Mit diesem Verschwinden und Untertauchen ist das so ein eigen Ding und darf nicht wörtlich angenommen werden.

Wohl kann man, wenn man in einer großen Stadt wohnt, viele Straßen abwandern, ohne vielleicht einer bekannten Menschenseele zu begegnen. Wer aber durch seinen Beruf, seine Stellung, seine Tätigkeit einer bestimmten Klasse angehört und sich in einem bestimmten Getriebe bewegt, befindet sich auch unter einer gewissen Kontrolle. Die Zugehörigkeit zu einer Zunft, sei es nun der Aerzte, der Lehrer, der Schriftsteller, der Staatsbeamten usw., erregt das Interesse derjenigen, die sich in den gleichen Bahnen bewegen. Ein besonderes Vorkommnis innerhalb der Kaste, sei es nun erfreulicher oder unerfreulicher Natur, kann auf schnellste Verbreitung rechnen. Die Akustik erweist sich auch in der Weltstadt bei solchen Gelegenheiten als eine ganz vorzügliche und bringt den Beweis, daß es für Menschen mit bürgerlicher Existenzberechtigung kein Verstecken und Verkriechen gibt. Wofern es sich nicht um einen schweren Schicksalsschlag handelt, um ein tiefes Weh, das in der Einsamkeit Trost sucht, um eine Wunde, die in der Stille ausbluten will, ist im allgemeinen die Natur des Menschen gar nicht darauf angelegt, sich der Beobachtung und dem Interesse von seinesgleichen zu entziehen. Der griechische Philosoph Aristoteles bezeichnet deshalb mit Fug und Recht den Menschen als ein Gesellschaftswesen, als ein Zoon politikon, das erst im Verkehr mit andern seine ganze Kraft und Fähigkeit entwickeln kann. Hat man aber Grund, eine Gesellschaft zu fliehen, die einem das Leben zur Hölle gemacht hat, zu welcher man sich in fortwährendem Widerspruch befand, wie das bei dem großen englischen Dichter Lord Byron der Fall war, so nimmt man schließlich doch auch noch in das andere Land die Erinnerung, jedenfalls den Zorn über diese Gesellschaft mit, der man sich entzogen hat, und fühlt sich zu dichterischen Strafgerichten mehr als je getrieben.

Als einst, in weit milderer Form als es bei Byron geschah, Goethe der Weimarer Gesellschaft den Rücken wandte und in halber Heimlichkeit nach Italien eilte, blieb ihm doch das, was in der Heimat geschah, keineswegs gleichgültig, auch nicht, wie man dort über ihn sprach und dachte. Unter der stillschweigenden Voraussetzung, von seinen Nächsten gekannt, beurteilt und nach Verdienst geschätzt zu werden, vollzieht sich das Alltagsleben der meisten. Wir finden es ganz in der Ordnung, wenn man uns bei passender Gelegenheit versichert: „Nun, Sie kennt man doch! Sie sind ja rühmlichst bekannt dafür, daß.." Oder: „Ihr Name allein bürgt dafür, daß....." u. s. f.

Es erscheint uns nur natürlich, daß die, die mit uns leben, sich ein Bild von uns gemacht haben. Ja, wir heischen dies sogar von ihnen als einen Zoll gebührender Achtung. Nur sollten wir dabei nicht vergessen, daß zur Herstellung eines solchen Bildes die Kontrolle unseres Tuns und Lassens unentbehrlich ist. Daß diese nicht immer angenehm berührt, wissen wir alle. Und gerade Personen, die durch ihre Stellung der allerschärfsten Kontrolle und Beobachtung ausgesetzt sind, hegen zuweilen den heißesten Wunsch, sich einmal vom Zwang befreien zu dürfen, einmal unbeobachtet und unbekrittelt dahin gehen zu können, wie „gewöhnliche Sterbliche". Aber letzteren ist dies, wie wir eben festgestellt haben, doch auch nur in beschränkter Weise möglich.

Das Wörtchen Du.

Plauderei von Josef Feuder.

Du! — Klein nur und unscheinbar ist das Wort. Und doch gibt es in dem gewaltigen Schatze der deutschen Sprache kaum ein zweites, das sich diesem winzigen, nur aus zwei Buchstaben bestehenden Wörtlein an Kürze zur Seite stellen ließe und zugleich an Fülle des Begriffs. Es ist so recht eigentlich das Wort des alltäglichen Lebens, millionenfach wird es in aller Munde geführt; auf der anderen Seite jedoch stellt es auch den letzten, beseligenden Ausdruck in jenen feierlich-ernsten Augenblicken dar, in denen jedes weitere Wort vor der Erhabenheit der Gegenwart verstummt, das Schweigen für die Beteiligung lautes, verständnisinniges Reden ist.

Die vertrauliche Du-Anrede ist eine Sonderart der deutschen Sprache; in den Sprachen anderer Völkerschaften fehlt sie, wie beispielsweise in der englischen, entweder ganz, oder aber sie wird dort in wesentlich anderem Sinne angewendet als bei uns.

Im engen Familienkreise erscheint uns modernen Menschen heute die gegenseitige Anrede mit dem Worte Du dermaßen selbstverständlich, daß wir kaum auszudenken vermögen, es könnte in dieser Hinsicht je anders gewesen sein. Und doch brauchen wir gar nicht so weit in die Vergangenheit zurückzugreifen, um uns hiervon zu überzeugen; denn noch in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts war die Sie-Anrede der Eltern durch ihre Kinder in den Landen deutscher Zunge eine sehr verbreitete Sitte. Man legte früher auf reine Aeußerlichkeiten noch bei weitem mehr Gewicht als in unseren Tagen. Insbesondere auch die Titelsucht war in hohem Schwange, und es galten auch die persönlichen Fürwörter, in ihrer Abstufung vom vertrauten Du über das selbstbewußte und herrische Er und Sie in der dritten Person der Einzahl zu dem verallgemeinernden Sie in der dritten Person der Mehrzahl, im eigensten Sinne des Wortes für Titulaturen, deren man selbst im Kreise der engeren Familie nicht entraten zu können meinte. Indem die Eltern von ihren Kindern die Sie-Anrede forderten, vertraten sie die Auffassung, daß auf diese Weise die den Eltern durch die Kinder zu bezeugende Hochachtung besser gewährleistet werde — eine Auffassung, die wir allerdings nicht zu teilen vermögen; denn nach unserer Meinung soll sich das persönliche Verhältnis zwischen Eltern und Kindern je länger, um so fester und inniger gestalten, so daß die unterschiedliche gegenseitige Ansprache ganz von selbst wegfällt und im Kreise der Familie lediglich das vertrauliche Du herrscht. Seit siebzig und mehr Jahren hat sich denn das Du in der Familie auch nach und nach Eingang verschafft, wenngleich es auch heute noch vor allem ländliche Gegenden gibt, wo die Eltern von ihren Kindern die Anrede mit dem Sie oder auch dem Ihr der Mehrheitsform verlangen.

In engem Zusammenhange mit Familie und Haus steht die Schule, in der das Du als Anrede der Schüler untereinander selbstverständlich ist. In der nur von Zöglingen im Kindesalter besuchten Volksschule ist dieses Duzen eine Regel ohne Ausnahme, aber auch auf höheren Mädchenschulen, auf Gymnasien und anderen Knabenschulen höheren Ranges ist das Du nahezu ausnahmslos die Art der gegenseitigen Anrede. Bei der Anrede der Schüler durch die Lehrer ist in der Volksschule, von Anfang bis zu Ende der Schulzeit, ausschließlich das Du im Gebrauche. Auf den höheren Schulen ändert sich dies insofern, als auf den oberen Klassen dieser Lehranstalten die weiblichen Zöglinge sowohl als auch die männlichen mit Sie angesprochen werden.

Irren wir nicht, ist es Lessing, der in einem hübschen Liede den Kuß besingt: vom Kuß des Kindes ist dort die Rede, vom Eltern-, Geschwister- und Freundeskuß. Aber der Kuß — das ist der Kuß der Geliebten, ihm kommt kein andrer gleich: „Ja so ein Kuß, das ist ein Kuß". Auch das Du, von der Geliebten dem Manne ihrer Wahl in stiller, einsamer Stunde zugeflüstert, es bedeutet für uns die höchste Steigerung des Wörtleins' Du, ist uns das Köstlichste und Teuerste, bleibt uns heilig für unser ganzes Leben. Dieses Du ist kein trügerischer Besitz, kein Phantom; nein, es steckt ein hoher, ideeller Wert darin, und der besteht in der hingebungsvollen Liebe und dem unbegrenzten Vertrauen, die man uns entgegenbringt, und deren uns würdig zu erweisen wir stets bestrebt sein sollen.

— Kindlich. Der kleine Hans will seinem Bruder, der im Felde steht, ein Paket Zigarren schicken. Er bringt seinen Wunsch im Zigarrenladen vor, worauf ihn der Verkäufer fragt, ob sein Bruder leichte oder schwere Zigarren raucht. „Das weiß ich nicht," sagt der kleine Kerl, „aber geben Sie mir man eine ganz leichte Sorte, von der man am meisten bis zu einem halben Pfund schicken kann!"

Für die Küche.

Apfelsinenreis. ½ Pfd. Reis wird mit kaltem Wasser auf das Feuer gesetzt. Sobald das Wasser kocht, gießt man es ab, gibt nochmals kaltes Wasser auf den Reis und läßt ihn ganz langsam beinahe weich kochen. Hierauf gießt man das siedende Wasser ab und überspült den Reis mit kaltem Wasser so oft, bis das abgegossene Wasser nicht mehr trübe ist. Von vier bis fünf Apfelsinen und einer Zitrone drückt man den Saft aus und läßt ihn mit ½ Pfund Zucker heiß werden, gibt den Reis sowie die Schale einer halben Apfelsine dazu, läßt alles auf heißer Stelle eine halbe Stunde gut durchziehen, nicht kochen, und nimmt die Apfelsinenschale heraus. Wenn die Masse erkaltet ist, gibt man ein halbes Glas guten Weißwein darunter, füllt die Speise in eine Glasschale und verziert sie mit gut gezuckerten Apfelsinenscheiben.

Rheinweingelee. ½ Pfd. Zucker wird mit 1 Pint Wasser, dem Saft einer ganzen Zitrone und etwas Zitronenschale, die man später entfernt, an heißer Herdstelle so lange ziehen gelassen, bis der Zucker geschmolzen ist. Nun gießt man 1 Pint Rheinwein und 2-3 weiße, aufgelöste Gelatine dazu, schmeckt nach Zucker ab, rührt alles gut untereinander und füllt es in eine mit Olivenöl ausgestrichene Form, die man nach dem Erkalten stürzt.

Pichelsteiner Fleisch (ein bayerisches Nationalgericht). Man schneidet ½ Pfund abgehäutete Rindslende oder sonst ein saftiges Stück Rindfleisch in zollgroße Würfel, belegt den Boden eines Deckeltopfes mit Rindsmark oder Nierentalg und einigen Zwiebelscheiben und gibt darauf eine Lage Fleischwürfel, die man mit Salz und Pfeffer, gehackter junger Petersilie und etwas Sellerie-Kraut bestreut. Dann kommt eine Lage roher, in Scheiben geschnittener Kartoffeln, und so wiederholt man die Schichten in der genannten Reihenfolge, bis der Topf gefüllt ist. Die oberste Kartoffel- oder Fleischschicht wird mit Mark oder Fett belegt, zuletzt gießt man eine Schöpfkelle Fleischbrühe zu, schließt den Topf fest und dünstet das Gericht unter öfterem Umschütteln etwa ¾ Stunden, um dann alles zusammen aufzugeben. Man braucht für 3 Unzen Fleisch 6—8 Kartoffeln, 3 Unzen Mark, zwei Zwiebeln, drei Eßlöffel gehackte Petersilie und einen Eßlöffel gehacktes Selleriekraut.

Saure Linsen. Man wässert die gespülten Linsen und läßt sie über Nacht stehen. Am andern Morgen setzt man sie mit etwas Würfelbrühe oder nur mit Salzwasser und einem Stich Rindertalg zum Feuer und kocht sie weich. Dann gießt man die Brühe oder das Wasser ab, macht eine helle, dünne Mehlschwitze und zieht sie mit Essig oder Zitronensaft auf. Wenn dies kocht, gieße man vorsichtig so viel von der Brühe der Linsen an, als man zum Feuchtmachen des Gerichts braucht, gibt eine Prise Zucker und etwas weißen Pfeffer dazu nd richtet die Fleischpolster, die aus halb Schweine-, halb Rindfleisch, Semmel, Ei und Butter geformt und dann gebraten wurden, rund um die in der Schüssel aufgetürmten Linsen.

Winterendivien mit Senfsauce. Die gebleichten Blätter der Winterendivie verliest man und legt sie für ¼ Stunde in kaltes Wasser, damit der bittere Geschmack auszieht. Hierauf sind sie auf dem Brett in feine Streifen zu schneiden, in einem Sieb 4 bis 5 Minuten in heißes Wasser zu halten und mit kaltem Wasser wieder zu erfrischen. Zur Sauce werden 2 Teelöffel Senf mit 2 Eßlöffeln Olivenöl glatt gerührt, dies wird mit 2 Eßlöffeln Wasser, 2 Eßlöffeln Essig aufgefüllt, mit Salz und Zucker abgeschmeckt und 10 Minuten vor dem Anrichten gut mit dem Salat vermischt.

Tomato-Catchup. In einer Kasserole werden ca. 9 Quart Tomaten mit 1 bis 2 Teelöffel voll Salz ohne Wasser unter fleißigem Rühren 1 Stunde lang gekocht. Die durch ein Haarsieb gerührte Masse wird nochmals unter Zugabe von etwa ½ Quart fein gehackter Zwiebeln, etwas fein gebrochener Muskatblüte und etwas Salz zerkocht. Auf Flaschen gefüllt, dient es zum Würzen der Saucen und verleiht diesen einen pikanten Geschmack.

Ungarisches Rindfleisch. Man nimmt dazu ein Stück Speck und schneidet es fein, ebenso Petersilie, ein Lorbeerblatt und die Schale einer Zitrone und gibt alles in eine Kasserolle. Man dämpft es und fügt dann gute Stücke Rindfleisch, am besten von Lungenbraten, die man geklopft, gesalzen und gepfeffert hat, hinein, streut etwas gestoßene Wachholderbeeren oder nach Geschmack etwas Paprika darauf und läßt das Fleisch, das man öfters umwendet, dünsten. Dann gibt man etwas geriebenes Brot, ein großes Glas roten Wein, einen Kaffeelöffel Kümmel darauf und dünstet fertig. Die Sauce wird passiert und mit dem Fleisch auf einer Schüssel angerichtet.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Blusenkleid für's Haus.
No. 1151.

Hauskleider befolgen im Allgemeinen eine gemäßigte Moderichtung und passen sich nur sehr bedingt der neuen Mode an. Ihr Hauptzweck ist auf's Praktische gerichtet. Die Modelle sollen in erster Linie bequem, immerhin aber kleidsam sein. Ein solches Muster zeigt die Illustration in diesem Blusenkleid, das aus gemustertem Perkalin hergestellt war und sich zur Herstellung in verschiedensten Stoffen eignet. Rock und Taille wird zusammenhängend gearbeitet und erhält Vorderschluß. Die Taille ist hoch schließend; tiefe Schulterfalten geben ihr die moderne völlige Weite, dazu als hübsche Beigabe eine kleine Brusttasche. Das Schnittmuster ist in Größen von 34—44 erhältlich und erfordert 5½ Yards Material zur Verarbeitung, bei 44 Zoll Breite. Der Rock ist am unteren Saum 2 Yards weit.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept.
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — 10 ...
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No..... Straße.....
.....Stadt .....

Die Ver. Staaten als Sprengstoff-Land.

Wenn man als Hauptzweck der Sprengstoffe einen kriegerischen betrachtet, so mag man sich etwas darüber wundern, daß die Ver. Staaten so große Mengen dieser Stoffe nicht nur produzieren, sondern auch selber verbrauchen, so bedeutend auch ihre geschäftliche Ausfuhr an kriegführende auswärtige Mächte ist.

Einer neuerlichen Statistik des amerikanischen Bergbau-Amtes zufolge wurden im Jahre 1913 in die Ver. Staaten 463,514,881 Pfund Sprengstoffe aller Arten erzeugt. Die Produktion für das Jahr 1912 war freilich noch größer, nämlich 489,393,131 Pfund. Das erstgenannte Quantum setzte sich folgendermaßen zusammen: 194,146,747 Pfund schwarzen oder rauchstarken Pulvers; 241,682,368 Pfund „hochgradige" Sprengstoffe, die nicht zu den zulässigen gerechnet werden, und 27,635,77 Pfund zulässige starke Sprengstoffe.

Der Verbrauch der letzteren Sprengstoffe in den Ver. Staaten selbst hat 1913 bedeutend zugenommen, und der größere Teil der betreffenden Produktion ist für bergbauliche Tätigkeit verwendet worden. Das ist besonders deshalb erfreulich, weil es eine steigende Vorsorge für das Menschenleben zeigt. Mehr als 200,000,000 Pfund Sprengstoffe verschiedener Arten wurden 1913 für die Förderung von Steinkohle allein benutzt.

Freilich, alle die genannten Ziffern wollen gegenüber dem neuerlichen Sprengstoffe-Verbrauch der großen kriegführenden Länder der alten Welt noch immer wenig besagen! Doch auch im Frieden wäre die Nachfrage jedenfalls eine imponierende.